

# Die ältesten Industriebetriebe von Goldach

Autor(en): **Reck, Joseph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **65 (1975)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947495>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die ältesten Industriebetriebe von Goldach

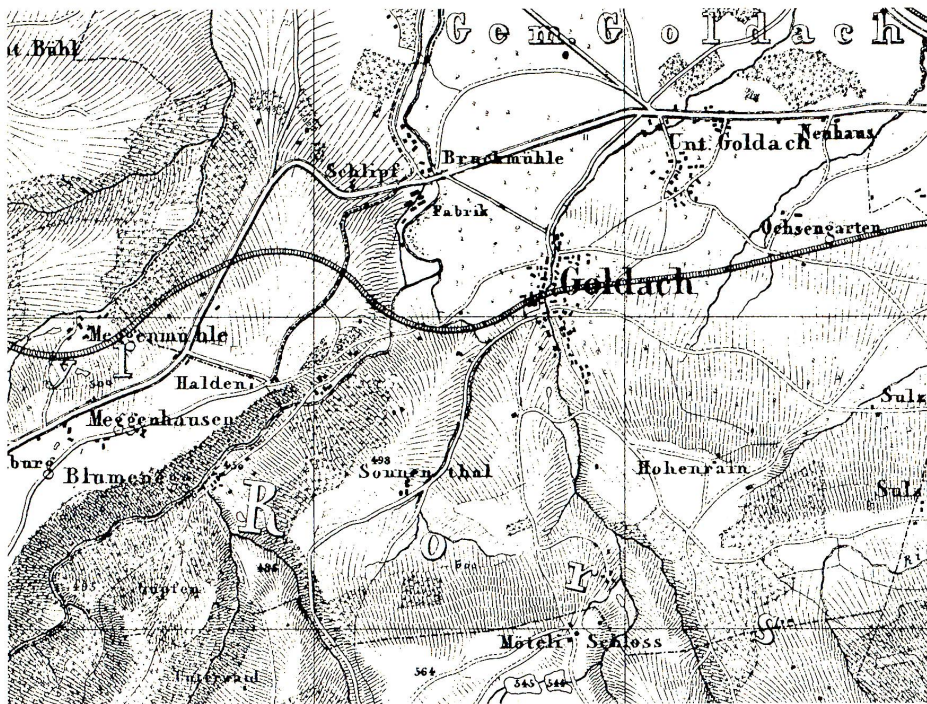
Prof. Dr. Joseph Reck

Wasser ist nach dem Glauben der Alten ein Urstoff des Lebens. Wo Quellen in Vielzahl sprudeln, baut der Landmann in Freiheit den Boden; wo Bäche und Flüsse das flache Land durchziehen, finden sich Dörfer und Städte, Gewerbebetriebe und Industrie. Einst war es das fließende Wasser, das das Mühlrad trieb, am Wasserlauf erstanden unsere ersten Industriewerke. So war es überall, so war es auch in Goldach gewesen: Goldachfluß und Goldacherbach, jetzt Dorfbach heißen, lieferten die Wasserkraft, welche vor mehr als hundert Jahren Spinnerei, Färberei und Stickerei ingangsetzten und im Betrieb erhielten. Ihre Gründer sind schon lang dahingegangen, ihre Namen verschollen; die «Rotfarb» in der Blumenegg behielt den Standort und blieb das Textilwerk, das erst in jüngster Zeit das äußere Aussehen merklich verändert und den inneren Betrieb der Stoff-Färberei, Druckerei und Appretur neuzeitlich erneuert und umstellt. Von der Hausspinnerei der Gebrüder Tschudy, dem Etablissement des Ulrich Zürcher und der Stickerei des Stähelin-Wild ist der Name verblaßt, von den Akten und Geschäftspapieren ist beinahe alles verschwunden. Das ist bedauerlich für die Wirtschaftsgeschichte der Region, schade für die Lokalgeschichte. Das wenige, das noch ausfindig gemacht werden konnte, soll der Nachwelt erhalten werden.

## I. Hausspinnerei Gebr. Tschudy/ Rotfarb Ulrich Zürcher

Von der Hausspinnerei der Gebrüder Tschudy ist 1810 erstmals die Rede; ein Eintrag von 1805 läßt vermuten, daß damals das Unternehmen bereits bestand. Aus der Liquidation des stift-st.gallischen Besitzes im Rorschacheramt hatten die Gebrüder von Albertis, Hofrat Karl Josef und Alois, u.a. die untere Mühle in Rorschach mit den Beimüh-

len «an der Huob» um 9710 Gulden und die untere Bleiche, Riet, Goldach um 23 300 Gulden erworben. Mit der unteren Bleiche waren die drei Walchen bei der Bruggmühle verbunden. Am Platz der südlichsten Walche, die nur mit 200 Gulden verzeichnet ist, entstand die Hausspinnerei der Gebrüder Josef Anton und Fridolin Tschudy, deren Schatzungswert mit 20 000 Gulden angegeben wird. Ihre Vorfahren waren hohe Militärs und regimentsfähige Standespersonen in Glarus und den eidgenössischen Vogteien; ihr Vater nannte sich Joseph Antonj Baron de Tschoudy, des gemeinen Raths (zu Glarus), Obrist-Lieutenant in Neapel, Landvogt zu Uznach, 1782 und 1788, Landvogt im Gaster, Gesandter nach Lauis, 1783, und Hauptmann zu Wil, 1785. Mit dem Zusammenbruch der Alten Ordnung verlor die feudale Familie von Tschudy diese einträglichen Ehrenposten; Handelsgeschäfte und aufkommende Industrie eröffneten neue Wege zu Einfluß und Reichtum. Der Handelsherr Hofrat Karl Josef Albertis in Arbon war dabei erfahrener Berater und Helfer. Die jungen Tschudy fanden bei ihrem wiederholten Aufenthalt bei ihrem Onkel Kaspar Balthasar Tschudy, der 1768–1805 Pfarrer der St.Martinspfarrei daselbst war, Eingang in das Ebertsche Haus, zu den von Albertis und ins Schloß zum letzten bischöflich-konstanzerischen Obervogt in Arbon, Baron Franz Xaver von Wirz à Rudenz, dessen Töchter Francisca und Eva, die Gattinnen der beiden von Albertis waren. Joseph Anton v. Tschudy heiratete 1804 die älteste Tochter Josephine des Karl Joseph v. Albertis. Fridolin nahm eine Freiin von Wirz à Rudenz zur Frau. Offenbar nahm Karl Joseph v. Albertis die beiden Tschudy im Geschäft nach und richtete ihnen die Hausspinnerei bei der Bruggmühle ein. Mit dem herkömmlichen Leinwandhandel war infolge der kriegerischen Zeitläufe kein Geschäft mehr zu ma-



Goldach um 1850.  
Ausschnitt aus der «Eschmann-Karte»  
Blatt Rorschach.

Am Goldachfluß:  
← alte Bruggmühle, untere und obere  
← mechanische Werkstätte Hungerbühler  
← Rotfarb Ulrich Zürcher

← Haldenmühle

← Blumenegg

chen. Man stellte sich allerorten auf Baumwolle um. Die Kontinentalperre Napoleons hatte die übermächtige Konkurrenz der englischen Baumwollindustrie ausgeschaltet; Frankreich selbst erhob an seinen Grenzen prohibitive Schutzzölle von 4 bis 6 Franken pro Kilogramm Baumwollprodukte; deutsche Länder, besonders nördlich der Mainlinie, folgten nach. Die angestammten Märkte der «tela di Rorschach» im Süden blieben noch offen. Dort hatten die Albertis ihre Geschäftsfreunde; sie waren auch jetzt willkommene Abnehmer von Garn, Woll- und Baumwolltuchern. Sorge bereitete die Beschaffung der Rohbaumwolle; sie galt als Konterbande. Auf allerhand Wegen gelang es, den begehrten Rohstoff den Spinnereien und Webereien zuzuführen. Je länger aber die Kontinentalperre dauerte, je schärfere Maßnahmen die französische Gewaltherrschaft in ihrem Wirtschaftskrieg mit England ergriff, um so höher stieg der Preis für die Rohbaumwolle: die ostschweizerische Textilindustrie war in ihrem Lebensnerv getroffen. Wie es unserer Hausspinnerei erging, kann man nur erahnen, da jeder Bericht und jedes Geschäftsbuch fehlt. Die Gebrüder Tschudy und mit ihnen der gewandte Karl Joseph v. Albertis werden sich kaum aus dem allgemeinen Niedergang herauszuheben vermocht haben. Joseph Anton Tschudy

blieben die düstersten Stunden erspart, er starb in seinem 34. Lebensjahr; die junge Witwe vermählte sich mit Beda Gugger, der 1821 von seinem Schwiegervater Karl Joseph v. Albertis die Untere Bleiche im Riet, Goldach, übernahm und von 1832–1841 Gemeindeammann von Goldach war († 28. Juli 1841).

Fridolin Joseph Tschudy mußte die Hausspinnerei allein weiterführen; der erfahrene Rat Karl Joseph v. Albertis wird ihm verblieben sein. Neue Hoffnung auf ein freieres, gewinnbringendes Geschäft lebte auf, als auf Rußlands Eisfeldern die französische Armee unterging und die Gewaltherrschaft Napoleons gebrochen war. Der Hoffnungsschimmer verblaßte bald. Die französischen Vorschriften waren lästig und hemmend, zuletzt sogar absperrend gewesen; sie waren aber gleichzeitig der Schutzdamm gegen die junge mechanische Textilindustrie Englands. Dieser Wall war nun gefallen, die englischen Woll- und Baumwollstoffe kamen in ungeheurer Menge über den Kanal und eroberten zum größten Nachteil der inländischen Industrie deren angestammte Absatzmärkte. Die Folge war, daß eine Großzahl der hiesigen Textilbetriebe sich genötigt sah, die Fabrikation einzustellen oder umzustellen. Fridolin Joseph Tschudy, nunmehr Alleinbesitzer der Hausspinnerei, zog

sich noch rechtzeitig aus dem Geschäft zurück – vielleicht hat ihm dazu der kluge Rat von Karl Joseph v. Albertis den Weg gewiesen, vielleicht machte sich schon jenes Leiden bemerkbar, dem er erst 38jährig am 23. März 1816 erlag.

Im Jahr 1814 hatte er die Hausspinnerei an Dominik Gmür, Regierungsrat, um 21 010 Gulden verkauft; 8 Jahre später gab dieser den Fabrikbetrieb weiter an die Gebrüder Halbherr von Rorschach; die Spinnerei galt aber nur mehr 8000 Gulden statt der 20 000, die noch 1814 bezahlt wurden, wie das alte Assekuranzbuch vermerkt: «verminderter Wert durch Verhältnisse.» Die Gebrüder Halbherr wurden des Besitzes nicht froh. Schon nach 2 Jahren gaben sie die Hausspinnerei mit den Nebengebäuden zum Betrag von 9010 Gulden Johann Ulrich Zürcher von Teufen zu kaufen. Aus der Spinnerei wurde eine Färberei. Speicher und Gießhüslı wurden im folgenden Jahr abgebrochen, dafür wurde an Stelle des Speichers ein Farbhaus für 3960 Gulden erbaut und statt des Gießhüslı eine Farbtröckne für 2000 Gulden. 1829 kam dazu noch ein Tröckneraum, der aber nach einer Notiz im Protokoll des Gemeinderates vom 21. November 1831 den Vorschriften der Feuerpolizei nicht genügte. Was weiter geschah, darüber sind keine Nachrichten überliefert.

Zürchers Färberei wird wie Henking in der Blumenegg (gegründet 1829) und die seit 1822 existierenden «Rotfarben» vor dem steigenden Druck der Zollmaßnahmen der europäischen Staaten den Ausweg in das unbegrenzte Überseegeschäft gesucht haben. Eine sichere Auskunft kann nicht gegeben werden, da sowohl in der Färberei Zürcher wie auch in der Blumenegg alle Geschäftsbücher und Akten bei den verschiedenen Besitzwechseln abhanden gekommen sind.

Im Jahre 1840 erweiterte Zürcher seine Fabrik mit einer Papierstampfe. Zu gleicher Zeit steht er mit dem Steueramt Goldach in Unterhandlung, um sein Steuerbetreffnis zu vermindern. Offenbar machte eine Geschäftsflaute Zürcher zu schaffen; dem gemeinderätlichen Protokoll sind aber keine näheren Angaben zu entnehmen. An das Auf und Ab der beiden Appreturwerke Zürcher und Blumenegg waren Geschäftsleitung und Behörden gewöhnt, folgte doch jedem Hoch in der Modeindustrie bald ein Wellentief an Beschäftigung und Verdienst. Möglich ist, daß der Bau der neuen Staatsstraße die Betriebsumstellung veranlaßte. Die neue Goldachbrücke und der Damm bis zum Schlipf trennten die Färberei Zürcher von der Walke, Mange und mechanischer Werkstatt Hungerbühler (jetzt Bauerngut Geiser). Solange die alte Landstraße befahren wurde, waren Zürcher und Hungerbühler Anstösser; Hungerbühlers Betrieb kam der Färberei Zürcher oft gelegen. Dieses geschäftliche und nachbarliche Zusammenschaffen war durch den Straßenbau unterbunden. Beide stellten ihren Betrieb um; Zürcher errichtete die Papierstampfe, Hungerbühler richtete ein Sägewerk ein. Zürchers Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Es war aber nicht seine Art, klein beizugeben. 1848 erwarb er am Nordausgang von Obergoldach genügend Land zwischen dem Dorfbach und dem Fahrweg hinter den Rossen (heute Schulstraße), um daselbst eine Holzmühle einzurichten (dieses Sägewerk gehört heute den Gebrüdern Eillinger). Die spärlichen Protokollnotizen, die Färberei und Papierstampfe J. U. Zürchers betreffend, setzen nach 1840 ganz aus. Am 27. August 1850 wurden J. Ulrich Zürcher und Josef Anton Hättenschwiller, Besitzer der Dorfmühle Gossau und der Kräzermühle um 15 000 Gulden handelseinig. Zür-

cher zog um in seine Papiermühle am Dorfbach, die er 1856 an Xaver Waldmann von Rorschach verkaufte. Der neue Besitzer blieb wieder nur sechs Jahre auf der Sägerei; wieder wechselte diese die Besitzer. Die Gebrüder Gutbert und Jakob Pfister, von Winterthur, Gutbert in München, Jakob in Rorschach niedergelassen, bauten die Holzmühle in eine Marmorsäge um. Der Platz war aber für die Steinlager zu beschränkt, der Dorfbach lieferte ganz unzuverlässig Wasserkraft und die Nachbarn wehrten sich gegen den geplanten Stau dieses Wasserlaufes, weshalb 1875/76 die Marmorsäge auf den Thürlacker, nebst der Goldachbrücke verlegt wurde. Die Besitzer haben seitdem mehrfach gewechselt; die Granit- und Marmorwerk AG führt fort, was die Gebrüder Pfister auf solidem Grund und mit ausreichender Kraft begonnen haben. Die alte Färberei Zürcher wurde stillgelegt und abgerissen; an ihrer Stelle baute Josef Anton Hättenschwiller eine moderne Kunstmühle. Die alte untere und obere Bruggmühle gingen langsam ab, die neue Bruggmühle nahm bald einen führenden Platz ein unter den Mühlen der Ostschweiz. Fachliches Können ist dem Erbauer der neuen Bruggmühle, seinen Söhnen Franz Josef I und Josef Anton und dem Enkel Franz Josef II allseits zuerkannt worden. Der harte Konkurrenzkampf, der im schweizerischen Müllereigewerbe und mit den deutschen Großmühlen und Mehllieferanten auszufechten war, förderten ein ebenso hartes Draufgängertum. Als dessen Opfer wurde 1905 der initiative Franz Hättenschwiller ausgeschieden. Die

Bruggmühle überstand unter neuer Leitung die schweren Zeiten des Ersten und Zweiten Weltkrieges und erfuhr in der Nachkriegszeit einen stetigen Ausbau, der in den letzten Jahren mit dem Bau des Getreidesilos, einem Wahrzeichen von Goldach, und dem Einbau der neuen Mühlenanlage, einer Spitzenleistung des modernen Mühlebaues, den krönenden Abschluß fand.

## II. Textilwerke Blumenegg AG

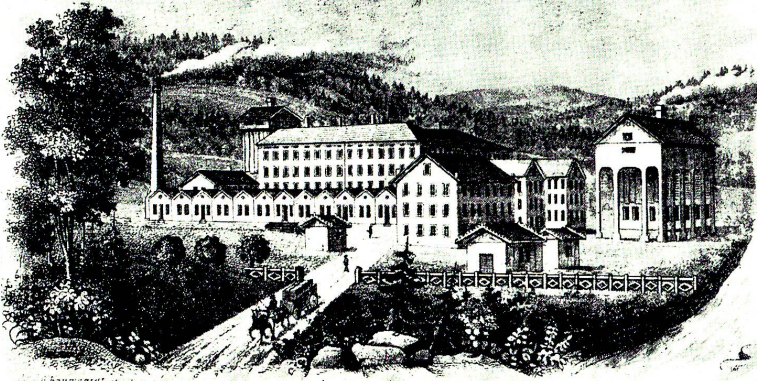
Blumenegg wurde nach Briefen des 15. Jahrhunderts der Hof, anstoßend an Meggenhaus, und die Räbe Gaß (Schlipf) genannt, wirklich eine prächtige sonnige Heimat, während Enderlis Weid im Schattental beim Zufluß des Kemibaches in die Goldach lag. Karl Heinrich Ferdinand Henking nahm den Namen hinunter ins Schattenloch, als er 1829 in jenem abgeschiedenen Winkel die ersten Bauten der Blumenegg errichtete. Heinrich Henking, wie er geheißten wurde, war ein unternehmungslustiger, nie ermüdender Mann. In der Hofapotheke Heidelberg 1797 geboren, kam er 14jährig zu seinem Bruder Carl nach St.Gallen, lernte bei Johann Georg Hettenbach den Handel, nahm mit 17 Jahren dessen Tochter zur Frau und studierte Landwirtschaft, um ein «Nutzenland» zu betreiben, das sichereren Verdienst versprach als die Handelsgeschäfte, die um 1820 böse Jahre durchstanden. Im Jahr 1825 kaufte er den Hof Blumenegg und die anstoßende Liegenschaft in der Halden, insgesamt etwa 70 Jucharten Acker,



Die alte Bruggmühle mit der gedeckten Brücke über die Goldach (Stich von Josef Martignoni, Rorschach, 1803–73).

# CASSA-SCHEIN

für  
Drucker u. Modellstecher



## DER BAUMWOLL-DRUCKEREI

HOLSSLEY & Co. in BLUMENEGG bei RORSCHACH

Fabrikansicht der Blumenegg, ca. 1870  
Kassascheine wurden von Druckern und Modellstechern wie ein Zunftbrief als wichtiges Dokument gewertet.

Wiesen, Weiden, Hochwald und Niederholz, mit guten Städeln, brauchbarem Wohnhaus, Keller, Torkel, Obstmühle, Fahrnissen und prächtigem Obstbau. Durch Zukauf mehrerer Anstöße umfaßte sein Landgut bald an die 200 Jucharten. Er warf sich, klein beginnend, auf den Seidenbau und tat dies mit gutem Erfolg. Sein Bruder Carl hatte in diesen Jahren bei einer Indienfahrt reichlich Waren gekauft; das Schiff kam in Seenot, ging mit aller Ware des Henking unter und mittellos kehrte Carl zurück. Da mußte auch Heinrich seinen Betrieb umstellen, um mit dem zusammengeschrumpften Vermögen etwas Neues und Rentableres auf der Blumenegg zu unternehmen. Sein Freund Platzhoff in Elberfeld weihte Henking in alle Geheimnisse der Rotfärberei ein. In der Mitte des 18. Jahrhunderts war das geheimgehaltene Verfahren der Gewinnung eines leuchtendroten Farbstoffes aus der Wurzel des Krappkrautes aus der Türkei nach Europa gelangt. Bald darnach verstanden auch die Schweizer Färber, Gewebe in Türkischrot zu färben, die der ausländischen Konkurrenz eben-

bürtig, wenn nicht gar überlegen waren. Allenthalben entstanden «Rotfarben», als eine der ältesten im St.Gallerland die Blumenegg Henkings im Jahre 1829 und die «Rotfarb» in Uznach von Meister Sequin im gleichen Jahr. Beide überstanden die Fahrnisse der bald 150 Jahre ihres Bestehens, das Werk in Uznach unter dem alten Namen «Rotfarb», die Gründung Henkings als Textilwerke Blumenegg AG, kurz TWB. Wie Heinrich Henking in seinen Erinnerungen schrieb, bot die Lohnfärberei der «Kattunfabrik» keine anhaltende regelmäßige Beschäftigung, daher färbte Henking auf eigene Rechnung und pflegte mit den Fabrikanten einen lebhaften Tauschhandel. Dieses Geschäft erforderte aber allwöchentliche Reisen in die Webereibezirke. So war Henking einmal im oberen Toggenburg, sein Buchhalter auf dem Markt in St.Gallen, als die Feuerglocke einen Brand im Goldachtale signalisierte. Die kaum erbaute, wohl betriebene Färberei brannte mit allen Vorräten bis auf die Steingemäuer nieder. Das geschah 1831; kurz zuvor war die Kattunfabrik mit der Druckerei-Anlage erweitert

worden. Henking hat im Rückblick auf sein Leben geschrieben: «Ich stürzte mich in das tröstende Bad der Arbeit, bewahrte meine Seele vor Stumpfheit und Überdruß und baute die heute noch bestehende, zweite Färberei, jedoch nicht mehr für Garne allein, sondern auch für die bereits erprobte Stückfärberei, zu welcher die Errichtung der Druckerei mit Farbküche, Chlorküpe, Trokenturm, Flatschrädern, Bleicheplätzen usw. nachfolgte, wozu die günstige Lage der Fabrik zwischen drei Dörfern und die Anstelligkeit ihrer Jugend die Hand bot. Die Fabrik wurde bald eine Musterschule für Arbeiter und die Erweiterung hatte erfreuliche Folgen.» Um so mehr erstaunt, daß Heinrich Henking sich bald darnach von den Handels- und Fabrikgeschäften zurückzog, um sich fortan der Landwirtschaft und den bürgerlichen Ämtern, die ihm anvertraut worden waren, zu widmen. Es mag auch sein, daß eheliche Zerwürfnisse mitbeigetragen haben; im Jahre 1840 wurde die Ehe Henking-Hettenbach geschieden, die schon lange zerrüttet war. 1835 verpachtete er die Blumenegg an J. J. Kelly; 1840 wüthete wieder ein Brand im Fabrikareal. Jetzt verkaufte Henking sein Unternehmen an Kaspar Hoessly, einem Glarner. 50 Jahre leiteten Vater und Sohn Hoessly die Blumenegg, eine lange Zeit ruhiger Arbeit und stetigen Ausbaus und Aufbaus.

Henking und Zürcher, Kellj und Hoessly beschäftigten in ihrem Betrieb auch Kinder. Man stieß sich damals nicht daran, sollte doch das Kind armer Eltern, das durch Geburt zum «Fabriklerdasein» bestimmt war, schon früh an die Arbeit im dörflichen Industriebetrieb gewöhnt werden. Der Goldacher Gemeinderat untersagte nach einer Protokollnotiz von 1829, daß die Herren Zürcher und Henking keine Kinder in ihrer Fabrik annehmen, bevor sie 14jährig sind. Das war für 1829, als noch keine Schutzgesetze die Kinderarbeit in den Fabriken untersagte, recht fortschrittlich gedacht. Die Bestimmung galt aber nur für die Goldacher Jugend, nicht aber für jene der Nachbargemeinden, welche die Mehrzahl der Fabrikarbeiter stellten. Im April 1837 hatte sich der Schulrat von Goldach mit den vielen Schulversäumnissen in der Fabriksschule Blumenegg zu befassen. Von 13 Fabriksschülern wurden 9 wegen Fernbleiben vom Unterricht gebüßt: 7 waren aus Rorschach, je 1 aus Tübach und Goldach. Der Schulrat wurde bei Henking und Kellj vorstellig; diese gaben zur Kenntnis, daß die Versäumnisse aus dem Grund erfolgt seien, weil zurzeit

der Handel in Stockung geriet, daher Mangel und unbeständige Arbeit die Kinder zurückhielten. In einem späteren Fall wurden zwei Fabriksschüler nicht bestraft, weil sie der Schule nach Glarner Gesetz sollen entlassen sein und weil wir Hoffnung haben, ihr Aufenthalt in hier werde bald zu Ende gehen. Auch der Schulrat von Goldach konnte je nach Umständen die Altersgrenze herabsetzen. So ist im Protokoll des Schulrates vom 24. Wintermonat 1837 zu lesen, «dem Jacob Bub gestatten, alle Mittwoch in die Fabrik zu gehen, wenn er nebenbei die Schule fleißig besuche»; der Barbara Catharina Lütz wurde erlaubt, in die Fabrik zu gehen, weil sie ganz arm und 13 Jahre alt sei.

Durch Beschluß des Erziehungsrates wurde 1835 den Besitzern von Fabriken die Pflicht auferlegt, eine Schule für die bei ihnen in Arbeit stehenden Kinder zu errichten und solche von einem sachkundigen Lehrer besorgen zu lassen. Zürcher stellte einen Privatlehrer an, gab aber bald den Versuch wieder auf. Die Blumenegg richtete ein Schullokal her, worin der schon überbelastete Dorfschulmeister – er hatte 110 bis 140 Alltags- und Ergänzungsschüler zu unterrichten – im Sommer, abends von 6 bis 8 Uhr, im Winterhalbjahr von 5 bis 7 Uhr die von der Tagesarbeit ermüdeten Kinder zu lehren hatte. Die Arbeitszeit für Kinder dauerte von morgens 6 Uhr, mit einer Stunde Mittagspause, bis abends 5, resp. 6 Uhr. Noch steht das Schulhäuschen im Blumeneggareal, wenngleich es seit mehr als hundert Jahren Bureau- und Laborzwecken dient; ein Wahrzeichen der guten alten Zeit!!

Im Jahre 1841 verkaufte Henking die Blumenegg an Kaspar Hoessly, einem Glarner. 1740 war im Glarnerland die erste Zeugdruckerei eingerichtet worden, knapp 50 Jahre nachdem hugenottische Flüchtlinge dieses Handwerk in die Schweiz brachten, zuerst nach Genf, von wo aus sich die Druckerei über Neuenburg, Bern, Aarau in die Ostschweiz ausdehnte. Das Glarnerland, ein armes, enges Bergtal der Linth, wurde durch seine Druckereien weltweit bekannt und die «Glarnerartikel» in allen Ländern der Erde gekauft. Es waren goldene Zeiten für die Druckerei-Herren, gute Zeiten für die über 5000 Arbeiter, die in den glarnerischen Unternehmen sich dem Zeugdruck widmeten; fast 60 Druckmaschinen liefen und auf 400 Drucktischen wurde mit Handmodellen gedruckt. Aus diesem Ländchen und seiner erfolgreichen Industrie kam Hoessly. Die Gründung Henkings wurde umgestaltet,

schon im Sommer 1843 wurde ein neues Gebäude errichtet, das Walkegebäude abgerissen, eine neue Rotfärberei gebaut und an der «grossen Druckerey» wichtige Reparaturen vorgenommen. Die Garnfärberei kam in Abgang und wurde nach einigen Jahren ganz eingestellt, war doch der Zeugdruck die große Mode und die noch größere Hoffnung aller Textilindustriellen. In den fünfziger Jahren wurde auch eine Appretur zugesellt; ob sie lediglich für die weitere Veredlung oder noch für andere selbständige Aufgaben bestimmt war, wissen wir nicht. Der ganze Zeugdruck wurde damals in eigener Rechnung hergestellt und vertrieben. Als der Absatz in Europa gegen Mitte des letzten Jahrhunderts immer schwieriger wurde, konnte Hoessly ohne viel Zeitverlust den Betrieb auf den Geschmack anderer Länder umstellen, die er wie andere Glarner Unternehmer dank der weltweiten Beziehungen und Reisen kannte. Farbenprächtige und phantasievolle Muster wurden gedruckt für Nord- und Südamerika, die Levante, für Persien, Indien, Hinterindien, die Inseln des Malaiischen Archipels, die Philippinen etc. Nach dem Geschmack der Besteller wurden Mouchoirs und Châles, türkische Fez, bunte Schleier, Sarongs und Slendangs (farbige Kopf- und Lendenschurz der Eingeborenen) hergestellt und fanden reißenden Absatz. Noch heute, und wieder als Nouveautés, bringt man Vierecktücher aus Seide oder Wolle in den Handel, die mit jenen über hundertjährigen Handdruckmodellen gedruckt sind, welche die bekannten Kaschmirmuster in vielen Varianten zeigen.

Caspar Hoessly hat es in Goldach zu Wohlstand und Ansehen gebracht und konnte nach zwanzigjähriger Tätigkeit das gutgehende Geschäft seinem Sohn Samuel übergeben. Dreißig Jahre waren ihm beschieden. Einige wenige Zahlen mögen genügen, um zu zeigen, daß die Blumenegg sich auch unter Samuels Leitung recht kräftig weiter entwickelte. Ware und Maschinen waren im Jahr 1864 für den Betrag von Fr. 215 500.– versichert; 1865 wurden Liegenschaften, Gebäude und Wasserkraft auf Fr. 255 000.– geschätzt, zusammen 470 500.–; bei gleichbleibendem Geldwert betrug die Versicherungssumme im Jahr 1897 bereits Franken 900 000.–, ein sichtbarer Hinweis auf die Prosperität der Fabrik und deren erfolgreiche Führung durch Samuel Hoessly und seine Mitarbeiter Oberst Heinrich Cunz, Carl Wettler und Emil Forrer, die 1891 bis 1899 die Firma leiteten und das Schifflin der Blumenegg durch klippenreiche Küsten-

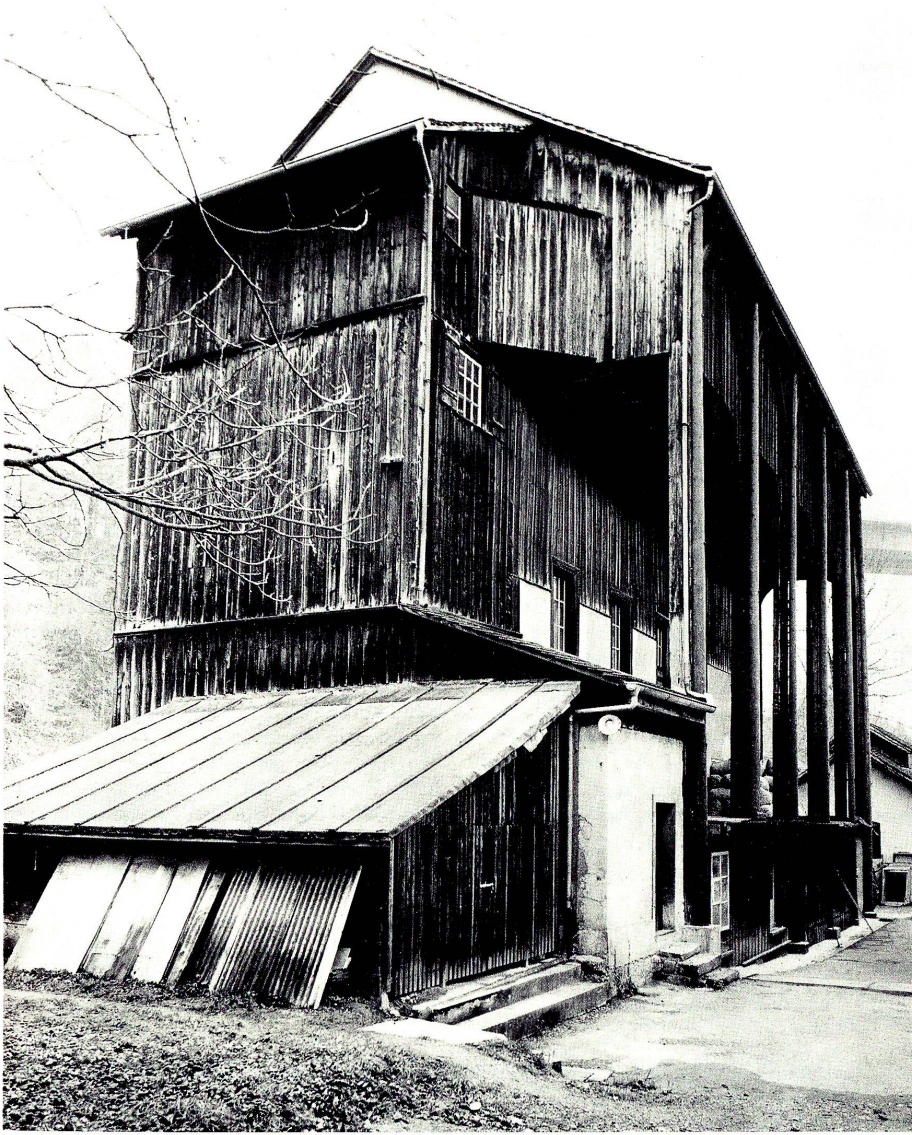
striche während der Krise der neunziger Jahre steuerten.

Unter Samuel Hoessly entwickelte sich der Betrieb immer mehr. Wieder und wieder ist zu lesen von neu errichteten Gebäuden, Umstellungen und Erhöhungen der Gebäudeversicherung. Es war eben die Hochblüte des schweizerischen Zeugdruckes, die der Blumenegg viel Arbeit verschaffte, viel Erfolg und manche bedeutende Umstellung, hervorgerufen durch die Entdeckung künstlicher Farbstoffe. Seit 1872 arbeitete man bereits mit Kupferplatten und im Jahre 1882 stellte man in der Blumenegg die ersten Walzdruckmaschinen auf, die vor allem Tücher für den Inlandbedarf erzeugten, besonders die auf dem Bauernland viel benutzten farbigen Taschentücher, die gelben Eisenchamois und die schönen türkischroten Taschentücher, denen Echtheiten zukommen, welche den Echtheitsgraden der Indanthrenfarben nicht nachstehen.

A. Traber-Friedrich, Direktor seit 1940, bringt diese Zeit in seiner Chronik «Textil-Werke Blumenegg AG, Goldach SG», 1946 dem Leser nahe: «Es war überhaupt eine tücherfreudige Zeit. Für große Ausstellungen, Jubiläumsfeiern und Schützenfeste druckte man Tücher und Ansichten der gastgebenden Stadt. Tells Apfelschuß, sein Sprung an der Tellsplatte, der Rütlichswur, die Hohle Gasse, dann wieder das Bundespalais, das Schloß Chillon erschienen in immer neuen Varianten auf bunten Tüchern und ganz spezieller Beliebtheit erfreuen sich die Sennentücher, wo der Alpaufzug und das Sennenleben, Arbeit, Musik und Tanz in volkstümlicher Art und in leuchtenden farbigem Druck dargestellt sind. Solche Tücher gehören heute noch zum Schmuck der Appenzeller Sennentracht. – Ein weiteres beliebtes Druckmotiv bildeten natürlich die Eisenbahnen, die Bergbahnen und Dampfschiffe. Solche Tücher waren während Jahrzehnten beliebte Souvenirs, die man von jeder Schweizer Reise heimbrachte. Und noch zu Weihnachten 1914 beschenkte die Schweizerische Eidgenossenschaft die unter den Waffen stehenden Soldaten mit einem neuen roten Tucho: Noël sous les Armes! Von dieser ganzen druck- und bilderfreudigen Stimmung profitierte die Blumenegg auch. Der Druck mit Kupferplatten, bei uns volkstümlich «Plancheplatten» genannt, ermöglichte feinere Linien und feinere Schattierungen, subtilere Schraffierungen, schärfere Zeichnungen, als es mit den Handdruck-Modellen zugänglich war. Nicht selten verwendete man in einem und demselben Tuch

beide Druckverfahren. Auch die Farben spielten dabei eine Rolle. Und wie man früher auf die wenigen echten Pflanzen- und Mineralfarben buntfarbige, leuchtende, aber weniger echtfarbige «Illuminationen» brachte oder sogar durch besonders geschickte «Schildermädchen» von freier Hand aufmalen ließ, so belebte man jetzt die Tücher mit leuchtenden Farben, die auf die echtfarbig vorgedruckten Tücher nachträglich aufgedruckt wurden.» Vom Plattendruck schreibt der sachkundige Autor: «Der Plattendruck entspricht im Grunde dem Tiefdruckverfahren im graphischen Gewerbe, und währenddem das überhöhte, mit Farbe bestrichene Muster des Handmodells die Farbe auf das Tuch aufdrückt, wird beim Druck mit Platten, die in den Vertiefungen der Platten liegende Farbe vom Stoff aufgesogen. Der nächste Schritt vom Plattendruck führt zum Rouleau- oder Walzdruck. Das Rouleau ist die leistungsfähigste Stoffdruckmaschine, mit welcher man an einem Tage Tausende von Metern drucken kann und wobei die verschiedenen Farben im gleichen Arbeitsgang gedruckt werden, im Gegensatz zum Handdruck, wo für jede einzelne Farbe eine besondere «Hand», d.h. ein besonderer Druckgang nötig ist. Doch hat auch die Walzdruckmaschine ihre Schattenseiten: zum Beispiel sind die Vorbereitungsarbeiten, während denen das Rouleau nicht läuft, sehr zeitraubend. – Die Walzdruckmaschine, ursprünglich in Nachahmung nur für eine einzige Farbe konstruiert, ist übrigens, wie Spinn- und Webmaschine, eine englische Erfindung aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Es brauchte aber viele Jahrzehnte, bis sie soweit entwickelt war, daß man mehrfarbige Muster in einem einzigen Druckgang damit erzeugen konnte.» Nach 1892 begann der Export infolge schlechter Handelsverträge rapid zurückzugehen. Bedeutende glarnerische Zeugdruckereien gingen ein; nicht ohne große Mühe gelang es der Blumenegg, sich vom Exportgeschäft auf den Inlandbedarf umzustellen. Stückware in Form von Tischdecken für Handdruck und Dekorations- und Modestoffe wurden nun fabriziert. Der um die Jahrhundertwende für Seidenbänder so sehr beliebte Chiné- oder Kunstdruck wurde damals auch für breite Meterware, für Kleider- und Dekorationsstoffe große Mode. Die Blumenegg sah im Kettendruck neue Möglichkeiten. Die Chinémanier, die dem Gewebe ein ganz eigenartig verschwommenes, in Farbschattierungen vibrierendes Aussehen gibt, erwies sich in der Folge wäh-

Blumenegg: Tröckneturm



rend nahezu 20 Jahren als lohnende Handdruckarbeit.

Hermann Wartmann faßt in seinem Artikel: «Handel und Industrie des Kantons St.Gallen 1803–1903», erschienen in der Denkschrift zur Feier des hundertjährigen Bestandes des Kantons St.Gallen, zusammen, was über die Blumenegg nach 75 Jahren ihres Bestehens gesagt werden konnte: «Von der einzigen Baumwolldruckerei in unserem Kanton, dem um das Jahr 1830 durch Ferdinand Henking gegründetes Etablissement Blumenegg bei Goldach, darf gesagt werden, daß sie von ihren späteren Inha-

bern auf die volle Höhe der Leistungsfähigkeit gebracht und bis heute darauf erhalten worden ist.»

Die Aufnahme reinseidener Stückwaren und Tücher leitete den Wechsel vom Direktgeschäft zum Lohn- und Verkaufsgeschäft hinüber. Das Kapital mußte nunmehr nicht übermäßig beansprucht werden, die Risiken und Spesen waren geringer. In dem raschen Auf und Ab der Beschäftigungslage bedeutete das Fassongeschäft für die Leitung der Blumenegg eine willkommene Lösung, zumal das Seiden-, später das Kunstseidengeschäft zusehends an Bedeutung ge-

wann. Im Jahre 1913 wurde in den Räumen der Blumenegg eine Seidenweberei eingerichtet; 100 Webstühle arbeiteten im Lohn für zürcherische Seidenwebereien. Die Druckmaschinen standen schon lange still; ein Blitzschlag zerstörte 1911 das ganze Rouleaugebäude, das erst 1928 an anderer Stelle wieder aufgebaut wurde. In dieser langen Zeit arbeitete man mit Handmodeln und den zwei Planchemaschinen, die 1930 abgebrochen wurden.

Ende der zwanziger Jahre schien sich die Geschäftslage nach 30 Jahren der Unsicherheit zu stabilisieren; die großen baulichen Veränderungen, schon lange geplant, wurden 1927 und 1928 ausgeführt. Es erstanden in diesen Jahren das Rouleaugebäude, das Kesselhaus, ein neues Färbereigebäude, die Chargeabteilung, die Appretur und die Aufstellung zweier Walzendruckmaschinen, in Hauptsache für Kunstseide und seidene Damenkleiderstoffe; das neue Bureaugebäude war schon 1919 als Abschluß der konjunkturell günstigen Kriegsjahre erstellt worden. Die Bauperiode fand 1929/30 ihren Abschluß. 40 Jahre bewahrte die Blumenegg ihr unverändertes Aussehen, bis die neuen Besitzer mit dem großzügigen Umbau,- Aus- und Neubau begannen. Intern vollzogen sich manche Änderungen. Die wichtigsten sind die Einrichtung der Druckstuben auf Filmdruck im Jahr 1926, und die knitterfreie Ausrüstung in den dreißiger Jahren. A. Traber schreibt im Kapitel «Rückblick» seines Gedenkbandes: «Die Liebhabereien der Menschen haben im Lauf der Jahrhunderte große Wandlungen erfahren, besonders auf dem Gebiet der Bekleidung. Aber auch die heutige Mode ist ohne bedruckte Kleiderstoffe, Tücher und Schals, Krawatten, Decken, Tapeten, Dekorationsstoffe aller Art nicht denkbar, ermöglicht doch der Druck eine fast unermessliche Vielgestaltigkeit der Formen und der Linienführung und einen Reichtum der Farbskala, der höchstens von den alten, echten Gobelins erreicht wird.» Heinrich Henking wechselte von der Seidenraupenzucht auf der blumigen Egge zur Kattunfärberei im schattigen Winkel, wo der Chemibach seine Wasser in den Goldachfluß ergießt; seine Gründung hat dauernd nach dem sonnigen Höhenweg des Erfolges gestrebt und vom Kattundruck hinübergewechselt zur Textilveredlung der Seiden- und Kunstseidengewebe. Henking, seine Kattunfärberei am Ausgang, des Goldachtobels, und wir mit ihm treffen uns auf der blumigen Egge und loben und lieben den seidigen Glanz seiner Gewebe.



### III. Stickerei C. Stähelin-Wild im Riet

Seit dem hohen Mittelalter ist der Name St.Gallen als Zentrum unübertroffener Leinenindustrie im weiten Abendland berühmt. Später handelte der st.gallische Kaufmann mit ebenso vortrefflichen Baumwollgeweben. Die veredelten Gewebe fanden in allen Herrenländern guten Absatz; der Erlös brachte nicht nur den Verlegern und Kaufleuten goldenen Gewinn, sondern auch der Spinnerin, dem Weber, dem Sticker und der Stickerin lohnenden Verdienst.

Schon im 15. Jahrhundert trugen Goldacher ihre Gewebe auf die Bleichen der Stadt Sankt Gallen. Seit dem Aufkommen der Leinwandherren in Rorschach und der Errichtung der unteren Bleiche in den Gemeindegrenzen von Goldach durch das Statthalteramt auf Marienberg im Jahr 1662 waren neue Existenzmöglichkeiten der wachsenden Bevölkerung des Doppeldorfes gegeben. Die äbtischen Bleichen gingen ein, das Rorschacher Leinwandgewerbe wurde zerschlagen, als mit dem Einmarsch der Franzosen die Alte Ordnung unterging. Die Hausspinnerei bei der Bruggmühle und später die Färbereien des Ulrich Zürcher und Karl Henking waren Versuche, mit altem Können auch in der neuen Zeit zu leben. Wichtiger war die Stickerei, die in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Industrie St.Gallens und der Ostschweiz wurde.

St.Galler Kaufleute hatten 1751 auf der Lyoner Messe das Besticken von Seidenstoffen gesehen. Sie gingen heim und begannen mit dem Besticken ihrer Baumwollstoffe. Das Haus Gonzenbach machte 1753 den Anfang, indem es ostindische Mousseline auf dem Platz St.Gallen und im Vorarlberg besticken ließ. Zwanzig Jahre später schätzte man die Zahl der Stickerinnen auf rund 6000, wieder zwanzig Jahre später auf 30 000 bis 40 000. Heute sind es noch wenige Appenzellerinnen, die diese Feinkunst verstehen und ausüben. Wie die vielbräuchige, teure Handstickerei zur Maschinenstickerei wurde, erzählt Geser-Rohner im Artikel «Die Stickereiindustrie der Ostschweiz in Vergangenheit und Gegenwart»: «Der ungewöhnliche Aufschwung der Feinstickerei reizte schon früh zu dem Versuch, die Hand der Stickerin durch den Mechanismus eines Nadelapparates zu ersetzen, um die Produktion zu vervielfältigen und die Kosten entsprechend zu vermindern. Der Mechaniker Josua Heilmann von Mülhausen gilt als der Erfinder jenes Problems. Er befestigte an einem mit Zangen versehenen Stab 28 – spä-

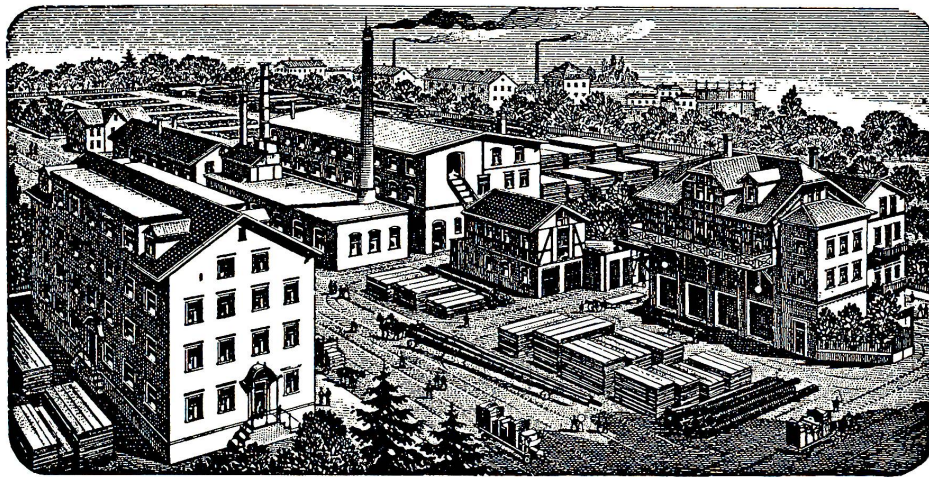
ter 100 – Nadeln, die er gegen eine straffgespannte Tuchfläche bewegte; die durchgestoßenen Nadeln ließ er auf der andern Seite durch eine gleiche Zahl von Zangen in Empfang nehmen. Um die Nadeln auf dem Rückweg nicht am selben Punkt den Durchstich machen zu lassen, ermöglichte Heilmann durch eine eigene Vorrichtung die Verschiebung der Tuchfläche. Damit war die Stickmaschine im Prinzip erfunden. Der St.Galler Bürger Franz Mange kaufte dann im Jahre 1830 dem Erfinder seine Stickstühle um 30 000 fl, wie es heißt, unter der Bedingung ab, daß sich Heilmann verpflichtete, die Erfindung weder in der Schweiz, noch 20 Stunden darüber hinaus, ohne ausdrückliche Einwilligung des Herrn Mange zu veräußern. Dieser erteilte der mechanischen Werkstätte und Eisengießerei Weniger und Cie. in St.Georgen bei St.Gallen die Lizenz, Stickmaschinen von Heilmann zu beziehen und selbst für Dritte solche anzufertigen. So nahm mit dem Jahre 1830 die Maschinenstickerei in St.Gallen ihren Anfang, allerdings noch ohne Erfolg, und blieben dank der klugen Fürsorge des Herrn Fritz Mange der Ostschweiz die tausendfältigen Früchte der industriellen Erfindung erhalten.»

Dem st.gallischen Kaufmann Franz Elisäus Rittmeyer ist die Verbesserung der Heilmannschen Stickmaschine zu verdanken.

1854 entstand die erste Rittmeyersche Stickfabrik an der Wassergasse. Doch erst nach Abschluß des amerikanischen Bürgerkrieges und mit der Eröffnung Frankreichs durch den Handelsvertrag von 1864/66 setzte jener fast fieberhafte Aufschwung des neuen Industriezweiges ein, der in kurzer Zeit den größten Teil unseres Kantons, das ganze ostschweizerische Industriegebiet und das ihm angegliederte Vorarlberg mit den teureren Stickstühlen an-, ja überfüllte und Hunderte neuer Fabriken aus dem Boden wachsen ließ.

Georg Caspar Stähelin-Wild (1808–1879) war einer der ersten, welche auf dem Land Stickfabriken errichteten. Er entstammte einer bekannten Stadt-St.Galler Familie, von der mehrere als Unterbürgermeister, Bürgermeister, Pfarrer und Richter zu den einflußreichsten Stellen des Stadtrates gelangt waren. Im Jahre 1853 hatte K. Stähelin auf der Gant das Gut der Jungfer Barbara Kathrina Kaufmann, jetzt Mariathal geheißen, erworben und den verlassenen Bauernhof am See zum Wohnsitz gewählt. 1855, ein Jahr nach Rittmeyer, richtete er eine kleine Maschinenstickerei ein. 15 Maschinen standen im Saal. Nach einer Notiz im Gemeindeprotokoll waren sie zu Franken 45 000.– versichert. Der anfänglich hohe Preis der Stickmaschine – ca. Franken 3000.– hatte nur den kapitalkräftigeren

1900 Rolladenfabrik Oskar Danielis; links: Stickerei und Wohnung, erbaut von C. Stähelin-Wild 1861.



Unternehmern die Anschaffung einer größeren Zahl gestattet. Zu diesen gehörte C. Stähelin. 1861 führte er einen Neubau mit Wohnung auf (Spinnerei Boppart). Damals wird die Zahl der Stickmaschinen auf 24 erhöht worden sein, womit sich Stähelin zu den ersten bedeutenderen Maschinenstickereiindustriellen des Kantons St.Gallen zählen durfte. Nach einer amtlichen statistischen Aufnahme zählte man 1865 im Kanton St.Gallen erst 600 bis 650 Stickmaschinen. Man war damals in den Anfängen der Stickereiindustrie, die erst in den achtziger Jahren einen ungeahnten Aufschwung nahm. Verglichen mit den Spitzenleistungen der st.gallischen Stickerei zu ihrer Blütezeit um die Jahrhundertwende, wirken manche Muster aus den fünfziger und sechziger Jahren hinsichtlich Dessin und Ausführung gar kindlich-naiv. Wie A. Müller in seinem Artikel: Die st.gallische Maschinenstickerei und ihre Entwicklung dazu bemerkt, spiegelt sich in ihnen der Geschmack jener Zeit getreulich wieder. Der Geschmack einer Zeit ist ein Kind der Mode und wechselt mit ihr und wie sie. Wenn sich damit ein immer stärker auftretendes Verlangen nach vermehrter Billigkeit der so bestickten Gewebe verband, so vermochten Kleinbetriebe mit 10 und weniger Handstickmaschinen und die Einzelstickerei weit besser solchen Anforderungen zu entsprechen als die Fabrikindustrie, die viel schwerer die Launen der Mode verkraftete. Die anfängliche Tendenz des Stickereigewerbes, sich zu einer Fabrikindustrie zu entwickeln, und von der sich Stähelin-Wild bei seiner Gründung leiten ließ, ließ gegen Ende der sechziger Jahre nach. Auch die Kleinbetriebe vermochten nur mit Mühe ihren prozentualen Anteil zu bewahren. Die Statistik des Kaufmännischen Direktoriums seit 1872 läßt den allmählichen Übergang der Maschinenstickerei zur Hausindustrie zahlenmäßig verfolgen. Machte der Anteil der Hausindustrie in den Kantonen St.Gallen, Appenzell und Thurgau im Jahre 1872 7% aus, so betrug ihr Anteil 1880 25%, stieg 1890 auf 53%, um 1900 bei verminderter Gesamtmaschinenzahl gar 68,34% auszumachen. Dieser kurze geschichtliche Überblick dürfte als Passepartout für alle alten Fabrikstickereien dienen, von denen keine durch Akten und Urkunden gesicherte Nachrichten auf uns gekommen sind. Von der Stickfabrik Stähelin-Wild sind nur ganz wenige Nachrichten erhalten geblieben, einmal weil Geschäftsherren, vorzüglich in der Stickereiindustrie, im Geschäft der Stunde und im

Planen der nächsten Zukunft aufgehen und in seltenen Ausnahmen Sinn und Sorge aufbringen für das Werden und Gestern ihres Unternehmens. Für Stähelin-Wild mag zutreffen, was der Volksmund mit dem Wort: «Aus den Augen, aus dem Sinn» bezeichnet, die Erinnerung an Stähelin und seine Stickfabrik ist dem Gedächtnis jeden lebenden Goldachers entschwunden. Stähelin-Wild und seine Kleinstickfabrik führten ein Dasein abseits von Ober- und Untergoldach im Riet, das durch den steilen Schlipf, durch Wiesen- und Äckergründe und Rebparzellen abgesondert, von altersher ein Eigenleben begünstigt. Im Jahre 1867 verlor Caspar Stähelin die Gattin Maria Susanna Wild in ihrem 57. Lebensjahr. 1872/73 verkaufte Vater Caspar Stähelin seinen Besitz im Mariathal. Die Bezeichnung Vater Stähelin im Assekuranz- und Handänderungsprotokoll läßt vermuten, daß die Leitung des Betriebes an den Sohn und Erben übergegangen war. Am 16. Februar 1879 starb G. C. Stähelin, ein Pionier der st.gallischen Maschinenstickerei. Ein Jahr zuvor hatte der Gemeinderat von Goldach die geltende Arbeitszeit in seinem Etablissement gebilligt; in der Sommerzeit hatte das Personal der Stickerei von 6–12 Uhr, und von 1–6 Uhr zu arbeiten, also 11 Stunden; im Winterhalbjahr betrug die tägliche Arbeitszeit wiederum 11 Stunden, nur dass man morgens erst um 7 Uhr begann, dafür abends erst um 7 Uhr die Stickmaschinen abstellen konnte. Nicht alles in der guten alten Zeit war gut und bewahrenswert. Die Glanzzeit der st.gallischen Stickerei-Industrie konnte die alte Firma Stähelin-Wild nicht mehr mitmachen. Im Jahre 1885 gingen die Gebäude und das Umgelände an Etter und Danielis über; 1886 war Oskar Danielis ihr einziger Besitzer. Im alten Fabrikgebäude richtete er eine Rolladenfabrik ein. 1905 wurde die alte Fabrik zu Wohn- und Arbeitszwecken umgebaut, 1918 kaufte sie Heinrich Wehrli, Inhaber der Parkettfabrik. Seit 1925 ist Besitzer des Anwesens August Boppart, der darin seit dem gleichen Jahr eine Zwirnerei betreibt. Zur Stickfabrik des Stähelin-Wild gehörte eine Scheune, die 1859 abgebrochen und neu errichtet wurde. Im Jahre 1874 wurde sie ein Ökonomiegebäude, das 1916 zum Wohnhaus mit Parketterie umgebaut wurde. Anschließend an das Ökonomiegebäude errichtete Oskar Danielis 1904 gegen die Rietbergstraße ein Säge- und Hobelwerk. An seiner Stelle wurde 1925 das Wohnhaus des Besitzers der Parkettfabrik errichtet.

Den Beobachter des Auf und Ab im politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben, des Kommens und Gehens von führenden Persönlichkeiten, vom Werden und Vergehen der Werke aus Menschenhand, ob es nun Staatsgebilde sind oder kulturelle Institutionen oder wirtschaftliche Unternehmungen, mag Wehmut beschleichen ob der Hinfälligkeit alles Menschenwerkes. Wenn der Erzähler aus vergangenen Tagen berichtet, ist er versucht, jede Geschichte mit dem Wort der Legende einzuleiten: «Es war einmal.» Märchen und Legende und Geschichte weisen damit nicht auf ein Letztes, sondern weisen auf die Kraft des Lebens und alles Guten hin, das einmal war, das wir im heutigen Alltag wiedererkennen, das die gesunde Hoffnung stärkt, daß das Leben weitergeht, sich entfaltet und zu seiner Zeit Früchte trägt, von denen die Enkel zehren und ihren Nachkommen davon berichten. Drei Unternehmungen sind es, die in der Frühzeit industrieller Entwicklung am Wasserlauf der Goldach und des Dorfbaches entstanden sind. Vom Wasser haben sie das Kommen und Gehen, das Strömen im Wellengang; dem Wellenberg folgt das Wellental; nach einer Spanne der Ruhe in gestauter Kraft der neue Anstieg zum neuen Wellenhoch der Schifflistickerei in dem Vierteljahrhundert von 1885 bis 1910. Auch diese Welle verebbte im weiten Zeitenmeer. Die einst bekannten Namen und Firmen sind undeutlich geworden: abgewaschen und verblaßt wie weiter draußen die Fähnchen der Tschudy und die Namen der Henking, Zürcher und Stähelin-Wild. Was sie begonnen und wagemutig durch die Fährnis der Zeit geführt haben, hat sich vielfach gewandelt; geblieben ist uns ihr Vorbild, das den späten Nachkommen des dritten industriellen Wellenhochs zeigt, wie frisches Zugreifen, mutiges Wagen und stetes Arbeiten das Leben erhält und mehrt.

*An Literatur wurde benützt:*

- A. Geser-Rohner, Die Stickerei-Industrie der Ostschweiz in Vergangenheit und Gegenwart, 1908.  
 R. Grünberger, Die Rorschacher Kaufmannsfamilie von Albertis, RNjBl 1952.  
 H. Meyer-Sand, Aus dem Leben von Heinrich Henking, RNjBl 1952.  
 A. Müller, Die st. gallische Stickerei und ihre Entwicklung. Der Kanton St.Gallen, 1805–1905, Denkschrift zur Feier seines hundertjährigen Bestandes.  
 P. Stärkle, von Bayer-Anleihen an das Stift St.Gallen und die Liquidation des klösterlichen Besitzes in Rorschach, RNjBl 1947.  
 A. Traber, Textil-Werke Blumenegg AG, Goldach, St.Gallen, 1946.  
 Die Verhandlungen der Gemeinnützigen Gesellschaft der Kantone St.Gallen und Appenzell, 1855–59 und 1859–45. Bericht der Industrie-Kommission über den Gang von Handel und Industrie in den Kantonen St.Gallen und Appenzell während der letzten 6 Jahre und deren gegenwärtiger Zustand. Mange Enz 1855–1859, Th. Weydmann 1859–1845.  
 H. Wartmann, Industrie und Handel des Kantons St.Gallen auf Ende 1866.  
 H. Wartmann, Handel und Industrie des Kantons St.Gallen, in Der Kanton St.Gallen 1805–1905.  
 Archiv der pol. Gemeinde Goldach, Gemeinderatsprotokolle.  
 Archiv der Schulgemeinde Goldach, Sitzungsprotokolle des Schulrates.

Rorschach aus Südwesten

Die Flugaufnahme zeigt viele Details der Oberflächenformung in der Umgebung von Rorschach, welche auf den Gesteinsgrund schließen lassen. Im Vordergrund – links der Nationalstraße – die langgezogene Rippe von Chellen als Seitenmoräne des zurückweichenden Rheingletschers (letzte Eiszeit). Sie setzt sich im Sulzberg fort. Der Verlauf der Waldparzellen am Rorschacherberg verrät uns das hangparallele Einfallen der Gesteinsschichten (Obere Meeresmolasse) zum Bodensee hin, aber auch die ungestörte Entwässerung in der Falllinie. Der weite Vorbau des Rheindeltas im Altenrhein zeigt die gewaltigen Schuttmassen, welche der Rhein nach dem Rückzug der Gletscher in die weite Talfurche hinaus getragen hat.

Flugaufnahme Walter Baer